

Manuskript

Bayern 2 - radioWissen

Die Liebe zur Weisheit – Zum Ursprung der abendländischen Philosophie

Autor: Michael Conradt
Redaktion: Bernhard Kastner

SPRECHER

Philosophie heißt wörtlich "Liebe zur Weisheit", und der Philosoph ist demnach derjenige, der die Weisheit liebt. Dies bedeutet aber nicht, dass er sie schon hätte, dass er also schon weise wäre und sich nun an diesem Zustand freute. Sondern gemeint ist damit, dass der Philosoph nach der Weisheit strebt und sie erst entdecken und gewinnen möchte.

SPRECHERIN

Sokrates, der Ahnherr der Philosophie, vergleicht den Philosophen deshalb mit dem Eros, dem griechischen Gott der Liebe. Für Eros ist das Wesen der Liebe nicht der Besitz des Schönen und Geliebten, sondern das Streben und die Sehnsucht danach. So verhält es sich auch mit dem Philosophen und seiner Liebe zur Weisheit. Er sieht oder ahnt sie in der Ferne, verliebt sich und macht sich auf den Weg.

SPRECHER

Der erste Mensch des Abendlandes, der diesen verheißungsvollen, aber auch hindernisreichen Weg zur Wahrheit und Weisheit einschlug, war, soweit wir wissen, der griechische Denker Tháles von Milét. Tháles lebte um 600 v. Chr. Er war ein vielseitiger Mann, nicht nur Philosoph, sondern auch Mathematiker und Astronom. Den "Satz des Tháles", demzufolge der Peripheriewinkel im Halbkreis immer ein rechter Winkel ist, kennt man heute noch in der Geometrie, und berühmt wurde Tháles, als eine Sonnenfinsternis, die er für den 28. Mai 585 vorhergesagt hatte, auch tatsächlich eintrat.

SPRECHERIN

Bemerkenswert ist aber zunächst einmal, dass er aus Milét stammte. Milét war eine griechische Hafen- und Handelsstadt an der östlichen Küste der Ägäis, also auf dem Gebiet der heutigen Türkei. Das heißt, dass die abendländische Philosophie zwar in Griechenland entstand, aber nicht in Athen, auch nicht im Mutterland, sondern in den griechischen Kolonien am Mittelmeer. Thales von Milét war diesbezüglich kein Einzelfall. Auch alle anderen frühen Philosophen lebten in Kolonien, welche die Griechen ab ca. 1.000 v. Chr. an den nördlichen Gestaden des Mittelmeers gegründet hatten: Heraklít etwa stammte aus Éphesos, ebenfalls in der heutigen Türkei, Parménides lebte in Eléa, ca. 80 km südlich von Neapel, Pythágoras in Króton an der Südostküste Italiens und Empédokles in Ákragas auf Sizilien, dem heutigen Agrigént.

SPRECHER

Dass die Philosophie in diesen Kolonien geboren wurde, war vermutlich kein Zufall, sondern beruhte auf den besonderen Lebensbedingungen, die dort herrschten. Dabei dürften vor allem zwei Aspekte wichtig gewesen sein:

SPRECHERIN

Zum Einen kulturelle Voraussetzungen: Alle diese Städte waren Hafen- und Handelsstädte. Das heißt, dort fand ein reger Austausch statt mit Kaufleuten und Seeleuten aus vieler Herren Länder, und dies auch in Bezug auf geistige Güter: Überzeugungen, Religionen, Weltbilder. Das erweiterte den Horizont der Bürger. Es machte sie aufgeschlossener für neue Ideen - und schuf zugleich Zweifel an den eigenen, überlieferten Überzeugungen. Wenn es Völker gab, die an ganz andere Götter glaubten: Welche Überzeugung war dann die richtige? Die eigene? Vielleicht doch die der anderen? Oder etwas ganz Anderes oder Neues?

SPRECHER

Der zweite Gesichtspunkt war profaner, aber wahrscheinlich nicht weniger wichtig. Diese Handelsstädte am Meer waren reich und damit auch viele ihrer Bürger. Deshalb konnten sie es sich leisten, nicht nur über ihr tägliches Auskommen nachzudenken, sondern auch über andere Themen. Philosophie, so sagte später Aristoteles, ist in gewisser Weise ein Luxus. Sie ist wichtig, nach Aristoteles sogar das Wichtigste überhaupt, aber sie ist nicht das Dringendste. Zunächst müssen andere Bedürfnisse gestillt sein, nach Nahrung, Kleidung und Wohnung. Erst dann hat man den Kopf frei zum Philosophieren. In den griechischen Niederlassungen am Mittelmeer waren diese materiellen Voraussetzungen gegeben.

SPRECHERIN

Hinzu traten weitere günstige Bedingungen, die damals in ganz Griechenland herrschten, nämlich vergleichsweise große äußere und innere Freiheiten. Die griechischen Stadtstaaten waren autonom, niemandem unterworfen, mussten sich also nicht fremden Bräuchen oder Denkweisen beugen. Im Inneren hatte die Demokratisierung bereits begonnen, mit einhergehenden Bürgerrechten und -freiheiten. Und noch ein Umstand war der Gedankenfreiheit sicher förderlich, nämlich das Fehlen einer einflussreichen Priesterschaft, wie sie in anderen Kulturen und Zeiten die Entfaltung eines freien Denkens häufig hemmte, etwa im Ägypten der Pharaonen oder auch im christlichen Mittelalter. So bildeten die griechischen Kolonien um 600 v. Chr. so etwas wie ein kulturelles und soziales Biotop, das günstige Bedingungen für die Entwicklung eines neuen Denkens bot.

SPRECHER

Was sich damals ereignete, bezeichnet man häufig als den Schritt „vom Mythos zum Logos“. Der Mythos, so hat ein kluger Mann einmal gesagt, ist der Horizont, an dem Wirklichkeit und Fiktion ineinander übergehen. Im archaischen Griechenland handelte es sich um die Erzählungen der Alten von den Göttern und der Entstehung der Welt und den Heldentaten der Vorfahren.

Diese Erzählungen wurden in den Familien von einer Generation an die andere weitergegeben. Sie wurden für wahr gehalten und geglaubt, weil sie von den Vätern erzählt wurden, die sie wieder von ihren Vätern und Vorvätern hatten. Der Mythos braucht keine Begründungen. Er rechtfertigt sich durch sich selbst.

SPRECHERIN

Nun aber genügte das nicht mehr. Die mythischen und religiösen Überlieferungen wurden „fragwürdig“, im wörtlichen Sinne. Durch die Einflüsse anderer Kulturen verunsichert und zugleich inspiriert, nahm man die Erzählungen der Alten nicht mehr als allein gültige und hinreichende Erklärungen, sondern begann, Fragen zu stellen und nach neuen Antworten zu suchen, Antworten, die sich nicht nur auf die Überlieferung stützten, sondern begründet werden konnten, und zwar mit Hilfe der Vernunft. Vernunft heißt auf Griechisch Logos. Deshalb das Schlagwort „Vom Mythos zum Logos“. Von dem, was die Alten erzählen, zu dem, was die Vernunft uns sagt. Dies war der Beginn der abendländischen Philosophie.

SPRECHER

Bemerkenswerterweise war diese Entwicklung nicht auf das Abendland beschränkt, sondern vollzog sich im selben Zeitraum auch in anderen Regionen der Erde. In Indien etwa wirkte Buddha um 600 v. Chr., in China Laotse und wenig später Konfuzius. In Palästina traten die Propheten Jeremia und Hesekiel auf, in Persien der Religionsstifter Zarathustra. Es war eine Zeit, in welcher der Geist der Menschen weltweit einen Schritt nach vorne tat – ohne dass man in den verschiedenen Erdteilen voneinander wusste. Karl Jaspers bezeichnet diese Epoche als die Achse der Weltgeschichte. Er datiert diese Achsenzeit insgesamt vom 8. bis zum 2. Jahrhundert v. Chr. Die entscheidende Kernzeit lag um das Jahr 600. Damals, so Jaspers, entstand der Mensch in seiner heutigen geistigen Statur. Die Menschen wurden sich ihrer selbst und der Welt bewusst.

SPRECHERIN

Was war der Auslöser dieser Entwicklung? Warum begannen die Menschen damals zu philosophieren, oder, allgemeiner gefragt: Warum philosophieren Menschen überhaupt?

SPRECHER

Platon und Aristoteles, die Größten unter den antiken Philosophen, sehen in der Fähigkeit des Menschen zum Staunen den inneren Ursprung der Philosophie. Platon schreibt dazu in seinem Dialog Theaitetos:

ZITATOR

„Dies ist der Zustand eines die Weisheit liebenden Mannes: das Erstaunen; ja, es gibt keinen andern Anfang der Philosophie als diesen.“

SPRECHER

Ähnlich äußert sich Aristoteles:

ZITATOR

„Verwunderung war den Menschen jetzt wie vormals der Anfang des Philosophierens, indem sie sich anfangs über das nächstliegende Unerklärte wunderten, dann allmählich fortschritten und auch über Größeres Fragen aufwarfen, zum Beispiel über die Erscheinungen an dem Mond und der Sonne und den Gestirnen und über die Entstehung des Alls.“

SPRECHER

Im Staunen und in der Verwunderung entdecken wir die Welt als ungewöhnlich und überraschend – und werden uns ihrer dadurch bewusst. Dinge und Ereignisse werden nicht einfach hingenommen, sondern bewusst erfasst und beurteilt. Dass die Welt so ist, wie sie ist, erscheint nicht mehr als selbstverständlich, sondern wird zum Gegenstand des Fragens. Wir wollen das Ungewöhnliche, das da geschieht, erklären und verstehen. Das Staunen führt also zum Wissen wollen. Damit beginnt das Nachdenken über die Welt, und dies, so haben es Platon und Aristoteles beschrieben, ist der Anfang des Philosophierens.

SPRECHERIN

Im Alltag können wir diese erwachende Bewusstheit an Kindern beobachten, die in einem bestimmten Alter anfangen zu staunen. Sie haben auch reichlich Gelegenheit dazu, weil ihnen die Welt noch unvertraut ist und täglich neue Sensationen bereithält. Dass aus diesem Staunen dann ein schier unermüdliches Wissen wollen und Fragenstellen erwächst, können vermutlich alle Eltern bestätigen. Ähnlich verhielt es sich offenbar in der Achsenzeit mit der Menschheit insgesamt.

SPRECHER

Es gibt noch eine zweite Quelle des Philosophierens, und manche von uns können dies vermutlich aus eigener Erfahrung bestätigen. Dabei handelt es sich gewissermaßen um die weniger schöne Schwester des Staunens, nämlich die Erschütterung oder das Erschrecken. Auch die Erschütterung ist eine Verwunderung über Ungewöhnliches und Überraschendes, aber sie ist nicht freudig, wie das Staunen, sondern leidvoll. Es geschehen Dinge, die wir nicht für möglich hielten oder halten wollten und die uns ängstigen und bedrohen.

SPRECHERIN

Darin sieht Arthur Schopenhauer den inneren Ursprung des Philosophierens. In seinem Hauptwerk „Die Welt als Wille und Vorstellung“ schreibt er dazu:

ZITATOR

„Ohne Zweifel ist es das Wissen um den Tod, und neben diesem die Betrachtung des Leidens und der Not des Lebens, was den stärksten Anstoß zum philosophischen Besinnen und zu metaphysischen Auslegungen der Welt gibt. Wenn unser Leben endlos und schmerzlos wäre, würde es doch keinem einfallen zu fragen, warum die Welt da sei und gerade diese Beschaffenheit habe, sondern alles würde sich von selbst verstehen.“

SPRECHER

Meist sind es Grenzsituationen unseres Lebens, die uns erschüttern, etwa der Tod uns nahe stehender Menschen oder eine schwere Krankheit oder auch, wenn wir Schuld auf uns geladen haben. Dann beginnen wir, über die Welt und uns selbst nachzudenken, und es melden sich Fragen nach der Gerechtigkeit, nach dem Sinn des Lebens, nach Gott oder nach der Moral. Dies sind philosophische Fragen, Grundfragen des Menschseins, die wir alle uns stellen - nicht jeden Tag, aber in bestimmten Lebenslagen, meistens dann, wenn wir das Gefühl haben, der Dinge nicht mehr Herr zu werden. Der Stoiker Epiktet fasst dies in die Worte:

ZITATOR

„Der Ursprung der Philosophie ist das Gewahrwerden der eigenen Schwäche und Ohnmacht.“

SPRECHERIN

Dabei müssen es nicht immer neue Ereignisse sein, die uns erschüttern und zum Nachdenken bringen. Manchmal genügt auch ein neuer Blick auf das Vertraute, etwa, wenn uns in der so genannten Midlife Crisis unser Leben, das wir bisher eigentlich gar nicht schlecht fanden, plötzlich sinnlos, leer und verkehrt erscheint. Dann stellt sich die Sinnfrage. Solange es uns gut geht, denken wir darüber in der Regel nicht nach.

Möglicherweise sind also die Erschütterung und das Erschrecken sogar der tiefste innere Ursprung unseres Nachdenkens über die Welt, tiefer noch als das freudige Staunen.

SPRECHER

Spezifisch philosophisch wird das Denken durch einen weiteren Faktor, nämlich die Skepsis. Die Skepsis verhindert zunächst einmal, dass wir uns vorschnell mit einer ungeprüften Antwort zufrieden geben und sorgt dafür, dass das Fragen nicht gleich wieder endet. Wichtiger aber ist noch, dass sich in der Skepsis das Denken auf sich selbst richtet. So wie das Staunen und die Erschütterung uns die Welt ins Bewusstsein rücken und zum Gegenstand des Fragens machen, so die Skepsis das Denken. Denn Skepsis bezieht sich immer auf etwas, das schon gedacht wurde, von anderen oder auch von uns selbst. In der Skepsis beginnt das Denken also, über sich selbst nachzudenken, sich selbst zu hinterfragen, anzuzweifeln und zu korrigieren. Aristoteles bezeichnet dies als das Denken des Denkens. Wir sprechen heute von der philosophischen Reflexion, dem Rückbiegen des Denkens auf sich selbst. Erst damit erreicht das Denken die

philosophische Ebene. Nicht jedes Denken ist also schon Philosophie, sondern erst dasjenige, das sich seiner bewusst ist und über sich selbst nachdenkt.

SPRECHERIN

Diese Bewusstheit des Denkens kam mit Thales von Milet und den anderen antiken Philosophen neu in die Welt. Gedacht hatten die Menschen auch vorher schon. Aber, soweit wir dies beurteilen können, dachten sie noch nicht über das Denken nach: Ob es richtig ist oder falsch, ob die eigenen weltanschaulichen Überzeugungen stimmen oder nicht und aus welchen Gründen. Das begann erst vor gut 2.500 Jahren.

SPRECHER

Das konkrete Thema, mit dem die ersten Philosophen sich vor allem beschäftigten, war die Frage nach dem Ursprung und der Grundlage der Welt. Dabei kam man zunächst auf stoffliche Ursachen. Tháles etwa meinte, das Wasser sei der Ursprung von allem. Einer seiner Nachfolger, Anaxímenes, dachte eher an die Luft als zentrales Element, Heraklít an das Feuer. Bei Empédokles schließlich waren die vier Elemente beisammen, die wir heute noch als die grundlegenden ansehen, nämlich Feuer, Wasser, Luft und Erde. Zusätzlich nahm Empédokles zwei geistige Prinzipien an, welche die Elemente steuern, nämlich Liebe und Streit. Dabei dachte er allerdings nicht nur an menschliche Beziehungsformen, sondern allgemein an die Anziehungs- und Abstoßungskräfte in der Natur, welche die Elemente verbinden und trennen. Diese natürlichen Kräfte deutete er aus menschlicher Perspektive, eben als Liebe und Streit.

SPRECHERIN

Für Pythágoras, den großen Philosophen und Mathematiker des Altertums, waren Zahlenverhältnisse das, was die Welt im Innersten zusammenhält und ordnet. Pythágoras verglich dies mit der Musik. So wie sich dort das ursprüngliche Chaos der Töne durch Zahlenverhältnisse zur Harmonie zusammenfügt, so auch das Chaos der Welt zu einem gut geordneten Kosmos. Spätere Erkenntnisse der Naturwissenschaften stützen diese These des Pythágoras. Wir alle kennen ein Beispiel aus der Chemie, nämlich die Formel H_2O für Wasser. Dort sind H und O, also Wasserstoff und Sauerstoff, zwar die unverzichtbaren stofflichen Bestandteile. Entscheidend für das Ergebnis ist aber das Zahlenverhältnis, nach dem sie zusammengesetzt sind, nämlich zwei zu eins. H_3O etwa ergäbe kein Wasser, obwohl die stofflichen Bestandteile dieselben sind. So verhält es sich nach Pythágoras mit allem in der Welt.

SPRECHER

Ein Phänomen, das die Philosophen der Anfangszeit besonders zum Nachdenken inspirierte, war das Werden und Vergehen der Dinge. "Pánta rhei – alles fließt", lautet ein berühmter Satz des Heraklít, ebenso: "Niemand kann zweimal in denselben Fluss steigen." Denn wenn er zum zweiten Mal hinein steigt, ist das Wasser nicht mehr dasselbe, und auch der Mensch ist schon nicht mehr der, der er gerade noch war. In diesem dynamischen Werden und Vergehen sieht Heraklít das Grundprinzip der Welt. So ist auch sein Ausspruch "Der Krieg ist der Vater aller Dinge" zu verstehen. Heraklít meint damit nicht in erster Linie militärische Auseinandersetzungen unter den Menschen, sondern den Kampf der Gegensätze in der Natur, zwischen Tag und Nacht, Sommer und Winter, heiß und kalt. Die Spannung dieser Gegensätze ist es, welche die Welt in Gang hält.

SPRECHERIN

Anaximánder, ein Schüler des Tháles, unterlegt diese Beobachtung des Werdens und Vergehens in der Natur mit einer moralischen Begründung. In einem Fragment, das ihm zugeschrieben wird und das älteste überlieferte Schriftdokument der Philosophiegeschichte ist, heißt es - etwas rätselhaft:

ZITATOR

„Woraus aber den Dingen das Entstehen kommt, dahinein geschieht ihnen auch der Untergang nach der Notwendigkeit. Denn sie zahlen einander Sühne und Buße für ihr Unrecht nach der Ordnung der Zeit.“

SPRECHER

Dieses Fragment inspirierte vielerlei Deutungen. Besonders einleuchtend erscheint die Interpretation von Wilhelm Weischedel in seinem populären Buch Die philosophische Hintertreppe:

ZITATOR

„Dass ein Ding untergeht, meint Anaximánder, ist kein zufälliges Geschehen; es ist Buße und Sühne für ein Vergehen; Sterben heißt Abbüßen einer Schuld. Doch worin besteht diese Schuld? Darin, dass ein jegliches Ding den Drang hat, über das ihm gesetzte Maß hinaus im Dasein zu verharren. Damit aber wird es schuldig an anderen Dingen; denn es versperrt ihnen den Raum und benimmt ihnen so die Möglichkeit, ins Dasein zu treten. Die ganze Welt ist in der Sicht des Anaximánder ein großer Kampf um das Sein: Das Beharrende hindert das Ankommende daran, ins Dasein zu gelangen; aber weil es sich damit an ihm verschuldet, bereitet ihm die große Notwendigkeit den Untergang und schafft so Raum für den Aufgang neuer Dinge.“

SPRECHER

Letztlich, so interpretiert Weischedel dieses Fragment des Anaximánder weiter, verstoßen die Dinge gegen den göttlichen Ursprung selbst, dessen schöpferische Lebendigkeit gestört wird durch ihr ungebührliches Beharren im Dasein. Deshalb müssen die Dinge sterben – damit das Unendliche seine Lebendigkeit des immer neuen Hervorbringens bewahren kann. Die Vergänglichkeit der Dinge erhält ihren Sinn aus der Unvergänglichkeit der göttlichen Lebendigkeit.

SPRECHERIN

Wir sehen, wie unterschiedlich die Antworten der frühen Philosophen waren. Einige erscheinen uns plausibel, andere vielleicht weniger. Aber diese Antworten sind gar nicht das Entscheidende. Die Bedeutung dieser Philosophen liegt in etwas anderem: zum Einen darin, dass sie diese Fragen überhaupt aufwarfen und nicht einfach akzeptierten, was seit Jahrhunderten vorgegeben war, und zum Anderen darin, dass sie deren Beantwortung auf eine neue Basis stellten, nämlich den Logos, also die Vernunft. Dieses Fragenstellen und Nachdenken war der Beginn des abendländischen Philosophierens, weniger die konkreten Antworten.

SPRECHER

Ohnehin sind sichere Antworten selten in der Philosophie. Nicht ohne Grund ist das „Ich weiß, dass ich nichts weiß“ des Sokrates der berühmteste Satz der Philosophiegeschichte. Die großen Fragen der Menschheit blieben bis heute unbeantwortet. Wir kennen noch nicht den definitiven Sinn des Lebens oder den sicheren Weg zum Glück, und wir können nicht mit Bestimmtheit sagen, ob Gott existiert oder nicht. Möglicherweise wird es hier niemals sichere Antworten geben. Dennoch ist das Fragen danach keineswegs sinnlos. Im Gegenteil: Bertrand Russell, Philosoph, Mathematiker und Nobelpreisträger des 20. Jahrhunderts, sieht den Wert der Philosophie gerade in der Ungewissheit, die sie mit sich bringt:

ZITATOR

„Wer niemals eine philosophische Anwandlung hatte, der geht durchs Leben und ist wie in ein Gefängnis eingeschlossen: von den Vorurteilen des gesunden Menschenverstands, von den habituellen Meinungen seines Zeitalters und von den Ansichten, die ohne die Mitarbeit oder die Zustimmung der überlegenden Vernunft in ihm gewachsen sind. Sobald wir aber anfangen zu philosophieren, geben selbst die alltäglichsten Dinge Anlass zu Fragen. Die Philosophie kann uns zwar nicht mit Sicherheit sagen, wie die richtigen Antworten auf diese Fragen lauten, aber sie kann uns viele Möglichkeiten zu bedenken geben, die unser Blickfeld erweitern und uns von der Tyrannei des Gewohnten befreien.“

Die Philosophie vermindert unsere Gewissheiten darüber, was die Dinge sind, aber sie vermehrt unser Wissen darüber, was die Dinge sein könnten.“

SPRECHER

Diese Erweiterung des geistigen Horizonts und die Vitalisierung des Denkens und damit auch des Lebens, dies ist der Gewinn, den das Philosophieren mit sich bringt, heute wie vor 2.500 Jahren. Der französische Philosoph René Descartes sah darin sogar das einzige reine und durch keinerlei Schmerz getrübt Glück in diesem Leben. So wird das Fragen und Suchen, das mit Tháles von Milét begann, also weitergehen, vermutlich für immer. Man könnte auch sagen: glücklicherweise für immer. Dies ist offenbar das Besondere an der Liebe zur Weisheit: Einmal entfacht, erlischt sie nie mehr.